

Lässt sich Luhmann mit Weber retten?

Is it Possible to Rescue Luhmann with Weber?

Thomas Schwinn

Lehrstuhl Soziologie I, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Ostenstr. 26, D-85072 Eichstätt
E-mail: thomas.schwinn@ku-eichstaett.de

Volker Schmidt identifiziert zwei Systemkonzepte in Luhmanns Theorie, die nicht vereinbar sind. Systemtyp I ist sinn- und kommunikationstheoretisch gefasst und reduziert Soziales auf ein symbolisches Geschehen. Die Analyse von Gesellschaft löst sich hier weitgehend in Wissenssoziologie auf. Systemtyp II ist strukturtheoretisch gefasst und interessiert sich primär für den Gebildecharakter von Funktionssystemen. Beide Systemtypen sind unverzichtbar, mit der autopoietischen Wende setzt sich das erste aber auf Kosten des zweiten Konzepts durch, und eine konsistente analytische Verknüpfung ist nicht mehr erkennbar und möglich. Zu prüfen ist, ob die Diagnose von Schmidt zutrifft und ob sein Therapievorschlag überzeugt. Warum blockiert der codegestützte kommunikationstheoretische Systembegriff den strukturtheoretischen? Unter „Struktur“ oder „Gebilde“ versteht Schmidt Organisationen, Personal, Professionen, Rollen, z. T. ist auch vom „materiellen“ Unterbau der Gesellschaft die Rede. Auch das, so könnte man mit Luhmann argumentieren, hat eine kommunikative Seite. Eine Organisation etwa existiert nur so lange, wie das Netzwerk aufeinander bezogener Kommunikationen nicht reißt. Diese Übersetzung des Codes in die kommunikativen Strukturen versucht Luhmann mit dem Programmbegriff zu klären. Darauf geht Schmidt nicht ein. Seine Rede von verschiedenen sozialen „Entitäten“ oder „Wirklichkeitsbereichen“ ist problematisch, weil sie suggeriert, zwischen den symbolischen Codes und den daraus resultierenden sozialen Strukturen gebe es bei Luhmann keine Verbindung. Wenn ich es recht sehe, ersetzt das Begriffspaar Code – Programm bei Luhmann das traditionelle von Idee – Institution. Der Strukturaspekt wird erst über den jeweils zweiten Begriff fassbar. Eine Verbindung zwischen beiden gibt es also zweifelsohne, auch bei Luhmann. Hier wäre eine sorgfältigere Argumentation erforderlich gewesen, um die These eines Auseinanderfallens von Systemtyp I und II erhärten zu können. Ich denke, es bestehen gute Chancen, dass sich die These des Autors bestätigen

lässt. Dazu ein Hinweis: Luhmanns Thematisierung der symbolischen oder Code-Ebene ist nicht vermittelt mit seinen System-sprich: Gebilde-Typen: Interaktion, Organisation und Gesellschaft. Symbolischer und struktureller Aspekt sind mangelhaft aufeinander bezogen.

Einerseits kritisiert Schmidt den Systemtyp I, weil mit ihm der Gebildecharakter sozialer Systeme nicht zu fassen sei, andererseits entdeckt er in ihm auch Vorzüge. Dem „konventionellen, auf institutionelle Ordnungen mit dazugehörigen Organisationen abstellenden Systembegriff“ wirft er vor, durch Zuordnung einzelner Leitwerte oder Codes klar abgrenzbare soziale Einheiten zu konstruieren, die es so in der Realität nicht gebe. Die Organisationstheorie rede von wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen Organisationen, die Organisationsrealität eröffne dagegen multiperspektivische Orientierungen des Personals und keine Dominanz einer Leitidee. Er veranschaulicht dies am Beispiel einer Universitätsklinik, in der sich mehrere Systembezüge schneiden: medizinische, wissenschaftliche, rechtliche, ökonomische. Eine definitive Zuordnung dieser Organisation zu einem bestimmten Funktionssystem sei daher nicht mehr möglich. Funktions- und Organisationssystem fallen auseinander. Die Codereferenzen und damit die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Teilsystem können situativ wechseln. Im einen Moment kann es dieser im nächsten jener sein und nicht selten werden es mehrere zugleich sein. Der kommunikationstheoretisch gefasste Systemtyp schärfe den Blick für solche Mehrsystemzugehörigkeiten. Ist dies wirklich ein Vorzug, wie der Autor glauben machen will? Es wird hier als Vorteil verkauft, was zuvor als Nachteil kritisiert wurde: die Loslösung des Systemverständnisses vom Struktur- oder Gebildeaspekt. In dieser Sichtweise wären Funktionssysteme codeorientierte aneinander anschließende Kommunikationsketten, die frei vagabundierend, von Strukturgrenzen unbeeindruckt, sich ihre Kommunikationsanschlüsse suchen. Situative ökonomische Dominanzen im Kran-

kenhaus, in Gerichten, Familien etc. gehören dann genauso zum Wirtschaftssystem wie ein Unternehmen. Abgesehen davon, dass man damit jedes Differenzierungsvermögen für die unterschiedliche Relevanz ökonomischer Aspekte in diesen verschiedenen Einrichtungen verliert, lässt sich fragen, was man damit an Erklärungsmöglichkeiten gewonnen hat. Wie der Autor selbst in Bezug auf jene Luhmann-Schüler feststellt, die den kommunikationstheoretischen Systemtyp präferieren: „Viel ist das augenscheinlich nicht“. Man wird dann informiert, dass Wirtschaft aus einer „Kumulation von Zahlungen“ und Wissenschaft aus einer „Kumulation von wissenschaftlichen Publikationen“ besteht. Das war's dann! Der angebliche Vorteil, den Schmidt im kommunikationstheoretischen Systembegriff sieht, hat zur Konsequenz, dass man weder den Ordnungs- noch den Organisationsbegriff adäquat und zufrieden stellend zu fassen bekommt. Beim Ordnungsbegriff weiß man nicht mehr, von welchen strukturellen Bedingungen das Arrangement dieser Kommunikations- und Handlungsketten abhängt. Es bleibt nur der Verweis auf den Code. Von einem Teilsystem hat man nach Schmidt dann eben auch dort zu reden, wo immer der gleiche Code irgendwo im sozialen Geschehen situativ aufleuchtet. Gehören denn ökonomische Orientierungen in einer Familie oder in einem Krankenhaus, die es ja zweifelsohne gibt, genau in demselben Sinne zur ökonomischen Ordnung wie das wirtschaftliche Marktgeschehen? Jener Faktor, den Schmidt zurecht einklagt, der Struktur- oder Gebildeaspekt, hätte dann auf den Ordnungs- oder Teilsystemcharakter keinen Einfluss mehr. Andererseits würde auch das Organisationskonzept verschwimmen. Dem Autor ist zuzustimmen, dass in allen Organisationen immer mehrere Wertbezüge oder Codes berücksichtigt werden müssen, in einem Krankenhaus eben auch ökonomische und in einem Unternehmen eben auch medizinische Kriterien, etwa in Hinsicht auf die Gesundheitsgefährdung durch bestimmte Produktionsmethoden. Ich vermute aber, dass Herr Schmidt, wenn er sich ernsthaft krank fühlt, ins Krankenhaus und nicht in ein Unternehmen geht! Wohl deshalb, weil er den jeweiligen Einrichtungen dominante Leit- oder Rationalitätskriterien unterstellt. Ordnungen und Organisationen haben per Definition mit Leitkriterien und Zweckspezifik zu tun. Das unterscheidet sie von einfacheren Sozialsystemen wie Interaktionen (und Gruppen), die in höherem Maße zwischen verschiedenen Zielen, Zwecken und Orientierungen wechseln können. Schmidt bricht seine Argumentation zu früh ab. Er stellt verschiedene Wert- oder Codebezüge in Organisationen fest, unterlässt es aber, die Beziehung dieser ver-

schiedenen Bezüge zu klären. Implizit geht er dann doch wieder von „Leitwerten“ und „identitätskonstitutiven Elementen“ aus. So ganz scheint er also seinem aufklärerischen Impetus, sich als Mythenjäger zu betätigen, doch nicht zu trauen. In Übereinstimmung mit der neoinstitutionalistischen Schule, will er die Betonung von Leitwerten durch Organisationen als Ideologie entblößen, hinter deren Schein sich ein ungeordnetes Sein verberge. Die Gesellschaft wolle gar getauscht werden, weil sie die Erwartung hege, dass hinter einer bestimmten Organisation immer ein bestimmter Rationalitätsstandard zu stehen habe. Eine sinnvolle Kritik an über-rationalen Organisationsvorstellungen schießt hier über ihr Ziel hinaus und wird selbst zur Ideologie, produziert ihrerseits wieder Mythen.

Man kann Ordnungs- und Organisationstheorie nicht so auseinanderreißen, wie es Schmidt vorschwebt. Das führt zu sinnhaft oder code-vagabundierenden Organisationen und zu gebildemässig nicht mehr angebundenen, frei flottierenden Teilsystemen. Was in Abschnitt 3 als Vorzüge des Luhmannschen Systemverständnis präsentiert wird, steht in stark kontrastierender Weise dem mit „Probleme“ überschriebenem vierten Abschnitt gegenüber. Wie der Titel des Aufsatzes verspricht, sucht der Autor nach einer Lösung, die die Stärken des Luhmannschen kommunikationstheoretischen Systembegriffs bewahrt und die Schwächen vermeidet. Gelingt ihm dieser Ausweg aus den vermuteten Vorteilen des kommunikationstheoretischen Systembegriffs und seinen gleichzeitigen Nachteilen bei der Erfassung des Gebilde- und Strukturaspekts? Hierfür greift er auf Max Webers Unterscheidung von Wertsphären und Lebensordnungen zurück. Damit soll der Luhmannsche „Erkenntnisschatz“ gerettet werden, ohne ganz aus dem systemtheoretischen Analyseapparat auszusteigen. Unschlüssig ist Schmidt noch, ob dies zu einem Verzicht des Autopoiesiskonzepts führt oder lediglich zu seiner Spezifizierung. Webers Unterscheidung lasse sich auf die beiden in Luhmanns Werk identifizierten Systemtypen übertragen. Die kommunikationstheoretische Variante entspreche den Wertsphären und die strukturtheoretische den Weberschen Ordnungen. Beides möchte er nun im Sinne unterschiedlicher „Wirklichkeitsebenen“ oder „Seinsregionen“ verstanden wissen. Diese Begriffe sind nicht unproblematisch, aber der Hinweis auf Weber ist sinnvoll und hilft in der Tat weiter. Die Frage ist nur, ob dies eine sinnvolle Heuristik für die Umgestaltung von Luhmanns Problemen darstellt. Richtig ist zunächst, dass Weber in Bezug auf die Wertsphären von einer Eigenlogik und Eigengesetzlichkeit der Ideen und

Werte spricht. Komprimiert ist dies in der „Zwischenbetrachtung“ dargelegt. Die symbolische oder kulturelle Ebene muss und kann zunächst unabhängig von der Praxis und dem strukturellen Moment analysiert werden. Problematisch ist aber Schmidts Übertragung dieses symbolischen Aspekts auf das Autopoiesiskonzept des Systemtyps I. Nach Weber sind Ideen und Werte keine selbstaktiven Agenzien, wie Luhmanns codegestützten und -getriebenen autopoietischen Systeme. Schmidt möchte das Autopoiesiskonzept für die Weberschen Wertsphären reservieren, die aber nicht mit Systemtyp I gleichgesetzt werden dürfen! Das führt zu begrifflichen und damit zu analytischen Konfusionen. Bei Weber weisen zwar auch die Wertsphären eine sinnhafte, kognitive, ethische oder ästhetische Geschlossenheit auf, aber Sinn und die darin enthaltenen Grenzen entfalten sich nicht selbständig. Dafür müssen sie institutionalisiert, sprich: in Ordnungen übersetzt werden. Diesen glaubt Schmidt nun den Systemtyp II, den Gebilde- oder Strukturaspekt zuordnen zu können. Wie beide verknüpft, ineinander übersetzt werden können, erfährt man leider nicht. Sollen einmal Systemtyp I = Wertsphären und Systemtyp II = Ordnungen verschiedenen Seinsregionen zugeordnet und für diese reserviert werden, spricht er andernorts von „offenen Flanken“, über die beide vermittelt werden. Das autopoietische Postulat der operativen Geschlossenheit ist dann nicht mehr zu halten.

Luhmanns Probleme mit der Weberschen Heuristik retten zu wollen, führt zu Begriffsverwirrungen, die nicht geringere Probleme produzieren. Weder entspricht Systemtyp I den Wertsphären noch Systemtyp II den Ordnungen, und folglich lässt sich der Zusammenhang zwischen beiden auch nicht über Institutionalisierung herstellen, wie es Schmidt im Blick hat. Wenn man aus dem Begriffsapparat der Systemtheorie nicht aussteigen möchte, dann muss man sich über die Eigenlogik dieses Denkstils im klaren sein, dessen Defizite nicht beliebig durch eine andere Sozialtheorie korrigierbar sind, die auf anderen Prämissen ruht. Funktionssysteme und Organisationen stehen in einer System-Umwelt- und nicht in einer Institutionalisierungsbeziehung. Genau das hat der Autor ja festgestellt und als Vorzug erachtet: der codegestützten operativen Geschlossenheit der Teilsysteme stehen die von unterschiedlichsten Sinnbezügen geprägten Organisation gegenüber. Wie diese ihre System- und Bestandsprobleme lösen, ist nicht von den Funktionssystemen ableitbar und umgekehrt. Die Webersche Begrifflichkeit ist hier ein Fremdkörper, weil die darin enthaltene Idee von Institutionalisierungsprozessen

nicht mit dem System-Umweltmodell arbeitet. Dazu abschließend einige skizzenhafte Ausführungen.

Ordnungen haben einen Ideen- und Wertbezug. Dieser wird über Interpretation und Institutionalisierung hergestellt. Dadurch wird der symbolische Gehalt von Werten spezifiziert und in intersubjektiv gültige Handlungskriterien übersetzt. Methoden, Regeln, Sanktionen und Standards müssen hierfür entwickelt werden, die das daran orientierte Handeln systematisieren. So muss z. B. der Wert wissenschaftlicher Wahrheit über Wissenschaftstheorie, Methodologien, Methoden, empirische Beweisbarkeit, Überprüfbarkeit von Quellen usw. spezifiziert werden, so dass eine Ordnung des Handelns entsteht. Dabei lassen sich spezifikationsstarke von spezifikationschwachen Wertsphären unterscheiden. Kunst und Liebe lassen sich kaum in genau spezifizierbare Handlungskriterien übersetzen, im Gegensatz etwa zum Recht. D. h. der Gebildecharakter einer Ordnung ist abhängig von der Art seines Sinnbezugs. Die symbolische und die strukturelle Logik sind nicht unabhängig voneinander. Der Institutionalisierungs- und Ordnungsgrad variiert also erheblich. Ordnung ist keine absolute, sondern eine graduelle Angelegenheit. Die generelle Rede von „Systemen“ deckt diese Differenzen zu. Ordnungen haben immer einen Symbolbezug, sie gehen darin aber nicht auf, ihr Gebildecharakter lässt sich daraus nicht einfach ableiten. Institutionalisierungsprozesse haben immer auch eine ordnungs-konstruktive Seite, sie sind keine bloße Widerspiegelung der Wertsphäre, auf die sie Bezug nehmen.

Institutionen oder Ordnungen – beide Begriffe sind austauschbar – haben immer einen symbolischen und einen strukturellen oder Gebildeaspekt. Welche Beziehung besteht nun zwischen Ordnung und Organisation? Die meisten Ordnungen sind heute auf Organisationen angewiesen, keine Ordnung kann aber als Organisation begriffen werden. Manche Wertsphären sind überhaupt nicht organisatorisch fassbar wie Liebe/Erotik. Die Familie (und Ehe) ist eine Institution aber keine Organisation, gleichwohl hat auch sie einen soziologisch beschreibbaren Gebildecharakter, z. B. als Gruppe. In vielen anderen ist in der Regel eine Leitidee in einer Vielzahl von Organisationen repräsentiert: z. B. Wissenschaft in Akademien, Universitäten, außeruniversitäre Forschungseinrichtungen usw. Organisation ist eine zweckrationale, effiziente Umsetzung einer Institution, aber eben nicht identisch mit ihr. Institutionen geben in der Regel nur einen Korridor von Verhaltenskriterien vor, innerhalb dessen Organisationen eine gewisse Gestaltungsfreiheit haben. Nicht für jedes Detailproblem vermögen institutio-

nelle Regeln eine Lösung anzubieten, so dass Organisationen gegenüber Institutionen nochmals eigenständige ordnungskonstruktive Effekte erzeugen. So wie es schwach (Kunst) und stark (Recht) organisierte Institutionen gibt, gibt es auch stark und schwach institutionalisierte Organisationen. Von einem staatlichen Krankenhaus über eine Privatklinik zu einer auf Schönheitsoperationen spezialisierten Klinik gibt es einen unterschiedlichen Institutionalierungsgrad von Leitideen.

Was ist damit für Schmidts Problem gewonnen? Zunächst sollte deutlich gemacht werden, dass die Rede von zwei „Seinsregionen“ problematisch ist. Wertsphären und Ordnungen sind aufeinander bezogen, und man kann nicht für eine Seite das Autopoiesiskonzept reservieren, es ist ein Fremdkörper in dieser Begrifflichkeit. Ferner bleibt in Schmidts Aufsatz unklar, wie die symbolische und die strukturelle Seite von Ordnungen aufeinander bezogen sind. Und schließlich hat er als Vorzug der Luhmannschen Theorie hingestellt, verschiedene Teilsystembezüge in einer Organisation fassen zu können, mit dem Folgeproblem, dass in Schmidts Sichtweise System und Organisation zu weit auseinanderdriften. Über variierende Institutionalisie-

rungsgrade von Organisation kann man ein angemesseneres Bild zeichnen, als die pauschalisierenden Aussagen des Autors. In einer Weberschen Perspektive ist das Problem, das den Autor antreibt – die Frage nämlich: zu welchem System gehört eine Organisation – so nicht zu stellen. Ordnungen bilden nicht wie autopoietische Systeme Grenzen, sondern Subjekte orientieren sich an Ordnungen über Ideen, Werte, Regeln, Sanktionen. Und es ist selten so, dass sie sich an nur einer Ordnung orientieren. Nicht die Rückführung und Zuordnung sozialer Phänomene auf Systeme, sondern auf die Orientierungen und Handlungen der Subjekte interessiert in dieser Soziologie. Volker Schmidt hat einen interessanten Aufsatz vorgelegt, der ein zentrales Defizit in Luhmanns Theorie offen legt. Nach meiner Einschätzung bleibt er auf halbem Wege stehen. Er möchte den Patient Luhmann retten, indem er auf die begriffliche Medizin Webers zurückgreift. Ich glaube, das bringt den Patient eher um, als ihn zu kurieren. Warum, Herr Schmidt, nicht noch einen weiteren Schritt tun, und das Problem gänzlich in Weberscher Perspektive und Terminologie formulieren? Nur Mut!